

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

wieder auf, nahm die Binde ab und rief: Gibt es keine Gnade für mich?

„Er sagte abermals zum Scharfrichter, er solle hinter ihn stehen und ihn nicht zum Zorne reizen, sonst erwürge er ihn mitsammt dem größten Theil der Zuschauer. Bald ließ er sich wieder auf die Kniee nieder und verband sich die Augen, stand aber sofort wieder auf den Füßen: er wolle, sagte er, noch einmal den Himmel sehen, da er ihn bald nie mehr sehen werde und es für ihn keine Verzeihung gebe. Zum dritten Mal kniete er nieder und verband sich die Augen. Da er die Hand erhob und die Binde abermals abnehmen wollte, holte der Scharfrichter aus und im Augenblick, da er ihm sagte, er werde ihm den Kopf nicht abschlagen, bis er sein „In deine Hände empfehle ich“ gebetet hätte, fiel das Haupt zu Boden. Ohne diese List wäre der elende und unentschlossene Mensch noch vielmal aufgestanden. Kopf und Körper wurden aufgehoben, in ein frisches Leintuch gehüllt und am selben Abend zu Saint-Paul beerdigt.“

Zwei Monate nach der Hinrichtung Biron's wurde der Graf von Auvergne in Freiheit gesetzt, obgleich er dieser großmüthigen Gunstbezeugung nicht würdig war. Auf's Neue verhaftet wegen eines Komplottes und zum Tode verurtheilt, wurde er von Heinrich IV. begnadigt, sowie auch die übrigen Rebellenführer. Lafin wurde am 20. April 1606, als er nach Paris gekommen war, um die Freilassung seines Sohnes, der in der Conciergerie eingekerkert war, am hellen Tage auf der Brücke Notre-Dame von 15 oder 20 Männern angegriffen und niedergeschossen. Die Mörder ritten im Galopp durch ganz Paris, Schwert und Bügel in einer Hand, die Pistole in der andern, und entkamen ohne jede Schwierigkeit.

Die Briefmarke.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Es war an einem Vormittag. Wir waren, Marcelline und ich, mit dem Jäten eines Balsamin-Beetes im Hofe beschäftigt, dessen Pflege uns anvertraut war. Nanette, unsere Magd, war am Auskehren, und wir plagten sie oftmals, damit sie uns Wasser holen möchte.

Nanette war ein großes schlankes Mädchen, mit dickem Kopf, knorriger Stirne, stark ausgeprägten Gesichtszügen, schwarzen Augen. Sie liebte uns, und wir hatten sie auch recht lieb.

Wie sie mit unserer kleinen Gießkanne vom Bache zurückkam, trat der Postbote herein, brachte uns aber nichts; er küßte der Nanette etwas zu, und ihr Gesicht entstellte sich.

— Was will man denn mit mir? stotterte sie. Ja, ich gehe . . . wenn ich Zeit habe.

Mit einem Achselzucken nahm sie ihren Besen wieder in die Hand und blieb unbeweglich stehen. Der Bote war längst fort, als sie wieder zu arbeiten begann. Mitunter hielt sie inne, starr vor sich hinblickend. Auf einmal stellte sie ihr Werkzeug an die Wand, löste ihre blaue Schürze und ging hinaus.

Zehn Minuten später sahen wir sie zurückkommen; sie scheuerte sieberhaft weiter, unverständliche Worte brummend.

Jetzt kam ein junger Schreiber mit einem Pack Papiere unter dem Arm.

— Ist der Herr Richter zu Hause?

— Er ist fort, Herr Paul.

Der Schreiber zog sich zurück; Nanette begleitete ihn bis zum Hofthor.

— Was ich sagen will, Herr Paul! Es ist da etwas Absonderliches vorgekommen: ich habe meiner alten Tante geschrieben, und da will man auf der Post behaupten, ich habe eine schon gebrauchte Briefmarke verwendet. Das ist nicht wahr! Was meinen sie denn!

— So! das ist leicht zu erkennen. War die Marke schon gestempelt?

— Gestempelt! . . . das weiß ich nicht. Man hat mir auf dem kleinen Bild etwas Schmutziges gezeigt . . . es war schwarz. Ich weiß nicht, ob das schon darauf war, als ich die Marke auf den Brief geklebt habe.

Der Gerichtsschreiber sah sie scharf an.

— Wie meinen Sie, Herr Paul, kann es nicht der große Schlankel hinter dem Gitter sein? Ist das ein Pinsel! Er wird wohl die Marke geschwärzt haben, während er von der Krämerin vis-à-vis träumte.

— Sie thäten besser daran, die Wahrheit zu sagen.

Erkehrte den Rücken und ging.

* * *

Wahrscheinlich hat Nanette im Laufe des Tages meinen Vater angesprochen, und mußte ihr Ansinnen mißglückt sein; denn am Abend traf sie meine Mutter weinend in der Küche an. Ich stand daneben. Nanette betheuerte hoch und heilig, daß sie die Post nicht betrogen hatte.

— Nein, Gnädige Frau, ich bin nicht schuldig, wiederholte sie ganz feierlich. Uebrigens hat mir ja der Peter die Marke gekauft.

— Hören Sie, Nanette, sprach meine Mutter in vollem Ernst, machen Sie aus einer augenblicklichen Unüberlegtheit nicht einen schweren Fehler. Sagen Sie die Wahrheit, dazu ist es noch Zeit; wenn eine Geldbuße zu bezahlen ist, seien Sie unbesorgt, ich nehme alles auf mich.

Bei diesen Worten fuhr Nanette schauerhaft zusammen. Sie blieb stumm. Bögerete Sie? Von diesem Augenblick hing ihr ganzes Leben ab.

— Die Wahrheit, Nanette!

— Ich hab' sie gesagt, Gnädige Frau. Dem Peter habe ich vier Sous gegeben, und er brachte mir die Marke.

Das mußte gleich aufgeklärt werden. Meine Mutter ging in den Hof. Peter war ein Tagelöhner, der von Zeit zu Zeit bei uns arbeitete. Er sägte gerade Holz vor dem Holzschuppen. Beim Nähern meiner Mutter nahm er seine Pfeife und seine Mütze respektvoll in die Hand.

— Sagt, Peter, habt Ihr gestern Abend der Nanette eine Briefmarke gekauft?

— Eine Briefmarke? . . . Davon weiß ich nichts, nein.

Hinter uns, am Fensterchen des Gemüsekellers erschien ein viereckiges Köpfchen, und eine kreischende Stimme rief:

— Habe ich Euch nicht vier Sous gegeben, damit Ihr mir eine Marke kaufen sollet?

Der Mann schaute uns alle drei verdugt an:

— Was sagt Ihr da? machte er ängstlich.

— Ja, ja, schrie Nanette weiter, ich habe sie Euch gegeben, und Ihr habt mir eine alte Marke gebracht und habt für mein Geld Tabak gekauft.

— Ich soll vier Sous gestohlen haben! knurrte Peter. . . Wenn nur tausend Teufel. . .

Er hatte allen Respekt verloren. Er sprang auf die Kellertüre los, die glücklicherweise geschlossen war. Einige Worte meiner Mutter beruhigten ihn ein wenig, aber nur sehr wenig. Er nahm seine Pfeife in den Mund, seine

Mütze auf den Kopf und verließ stumm das Haus, die Fäuste ballend.

Ob meine Mutter noch im Zweifel blieb, weiß ich nicht. Beim Nachtessen wollte sie zu verschiedenen Malen meinen Vater veranlassen von der nichtswürdigen Sache zu reden, die, wie es schien, bei der Straflammer bereits anhängig war. Mein Vater, der sonst munter war und gerne von Gerichtssachen sprach, wurde jetzt taubstumm. Weder Frau noch Kind konnte ihm ein Wort herauslocken.

Am andern Tag, als er vor der gewöhnlichen Stunde vom Landgericht zurückkam, erschreckte mich sein Anblick: aufgeregter Schritt, feuerroth, struppiger Backenbart. Vom Ende des Hausganges warf er meiner Mutter mit unkenntlicher Stimme entgegen:

— Nanette habe ich fortgesagt!

Ohne ein Wort weiter ging er auf sein Bureau und schlug die Thüre hinter sich zu.

Später erfuhren wir was vorgegangen war. Mein Vater hatte nicht Sitzung gehabt, er hatte aber der Verhandlung beigewohnt.

Nanette war auf dem Anklagebänkchen gesessen, stolz und steif.

Der Präsident hatte ihr sanft zugeredet: es handle sich bloß um eine Uebertretung, die nicht viel zu bedeuten habe; sie solle nur die Folgen der Aufrichtigkeit nicht fürchten.

Sie erklärte ganz trocken, daß sie unschuldig sei. Der Präsident, ein ällicher guter Mensch, that als hätte er sie nicht gehört: er berichtete, daß eine Untersuchung stattgefunden, nach der kein Zweifel möglich wäre; er betonte Nanettens guten Namen, ihre Ehrlichkeit; er fügte hinzu, daß das Gericht bei Zumessung der Strafe, die auf eine Buße von zwanzig Sous herabgesetzt werden könnte, ihr aufrichtiges Geständniß berücksichtigen würde.

Nanette wollte aber nicht nachgeben. Mit Hartnäckigkeit hielt sie an ihrer dummen und gehässigen Erfindung fest. Am Ende trat sie in frecher Haltung mitten in den Gerichtssaal, erhob die Hand und beschwor ihre Unschuld.

Das war ein Skandal. Darüber entrüstet verweigerte ihr das Gericht milbernde Umstände. Nanette wurde zu fünfzig Francs Geldstrafe verurtheilt.

Ich und meine Schwester waren in einem

der oberen Zimmer, als Nanette kam, um ihre Kleider zu holen und das Haus zu verlassen. Wir durften nicht mit ihr sprechen. Wir standen betrübt am Fenster.

Nanette, mit ihrem Bündel in der Hand, schritt über den Hof wie eine beleidigte Königin. Wir liefen in ein anderes Zimmer und sahen, wie Nanette über den Platz vor unserm Hause marschirte, wie sie am andern Ende ihren Bündel auf eine Bank niederlegte und hinter einem Baumstamm auf unser Haus herüberschaute, das gute Haus, worin sie ihr ganzes Leben lang hätte bleiben wollen, das ihr jetzt aber auf immer verschlossen war. Sie betrachtete es lange Zeit, düster, scheu, verzweifelt.

Das war so ergreifend, daß Marcelline und ich einen Schrei ausstießen.

II.

Zwei oder drei Jahre lang sah man Nanette in Billedun nicht mehr. Sie war, glaube ich, in ihr Heimathsdorf zurückgekehrt.

Ich besuchte eine höhere Schule. Eines Tages spazierten wir unter Aufsicht eines hageren und magern Studienmeisters durch die Stadt. In der Spitalstraße erblickte ich Nanette, die einen schweren Korb am Arme trug. Ihr Auge traf das meinige, und, erbleichend, ließ sie fast die Last fallen. Sie schaute uns nach bis wir hinter der Straßenecke verschwunden waren.

Ich erfuhr später, daß sie bei einem kleinen Spezereihändler in der Vorstadt einen Dienst hatte. Manchmal traf sie mich oder meine Mutter und meine Schwester an. Jedemal suchte sie uns auszuweichen, und wenn es ihr nicht gelang, grüßte sie ganz kalt. Besonders ergriff mich ihr Anblick, wenn ich sie auf den Straßen und Plätzen sah, wo sie uns, mich und meine Schwester, an den Sonntagen spazieren geführt hatte. Sie wechselte ihren Dienst mehrmals, wobei sie stets eine Stufe weiter herunter kam, blieb aber immer reinlich und stolz.

Einmal, während der Osterferien, begegnete ich ihr auf der Insel, einem angenehmen und beliebten Spazierwege von Billedun, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, mit lieblichen Gärten und hübschen Häuschen besäet. Fröhlich rief ich ihr zu:

— Guten Tag, Nanette!

Wie versteinert blieb sie stehen. Ich ging auf sie los und schüttelte ihr freudig die Hand:

— Guten Tag, Nanette! guten Tag!

— Herr Henri, mein kleiner, lieber Herr Henri! erwiderte sie endlich, mit Thränen in den Augen. Sie küßte recht innig meine beiden Hände und ging sprachlos weiter.

Nanette muß wieder in unser Haus, dachte ich sofort bei mir selbst. Wir hatten gerade keine Magd, und da wollte ich meinen Willen durchsetzen. Mutter und Schwester fanden lächerlich, daß ich befehlen wollte; ich weinte vor Verdruß und erzählte ihnen dann was vorgefallen war. Dadurch gewann ich sie, und alle drei entschlossen wir uns, die Zustimmung des Vaters zu gewinnen. Im Augenblicke aber, da die Mutter mit Nanettens Namen herausrücken wollte, sprach ihn der Vater leider selbst aus.

Am selben Tage war Nanette in einer unbedeutenden Gerichtsache als Zeugin erschienen und hatte die Gelegenheit benützt, um von den Irrthümern des Gerichts zu reden. Die gerichtlichen Irrthümer! Kräftig betonte sie mehrmals dieses Wort: bittere und beleidigende Anspielung auf ihre frühere Verurtheilung.

Jetzt waren unsere Hoffnungen zu nichte geworden. Man dingte eine andere Magd, und lange war von Nanette keine Rede mehr.

Rede war von ihr ^{*}wieder ^{*}am Hochzeitstage meiner Schwester.

Nach der Feierlichkeit in der Dreifaltigkeitskirche folgte ich unsern Freunden nicht in die Sakristei, sondern ging langsam durch die Seitengänge und sah hinter einer Säule eine auf dem Boden kniende Frauensperson andächtig beten. Ich erkannte Nanette.

Ich sprach sie nicht an, suchte aber Auskunft über das arme Mädchen zu bekommen: sie hatte seit einiger Zeit keine Stelle mehr und arbeitete im Tagelohn. Wir wußten gleich, was wir thun wollten.

Die junge Braut hielt bei meinem Vater um Nanettens Gnade an. Ihr letzter Wunsch konnte nicht unerhört bleiben.

Einige Tage darauf besuchte unsere Mutter eine ihrer Freundinnen, bei welcher Nanette arbeitete. Jetzt glaubten wir unser Ziel erreicht zu haben. Aber leider! . . .

Die Mutter sah Nanette und sprach mit ihr.